



Architektursprache - in der Zeit nur brach liegend oder doch tot? (eine Polemik)

LAMAbite von Stefan Bürger

Originalveröffentlichung in: LAMA - das lösungsorientierte Architekturmagazin 3,
Nr. 9, S. 64-70

Online-Veröffentlichung auf ART-Dok (2023),

DOI: <https://doi.org/10.11588/artdok.00008277>

Haben wir, wenn wir nur über Architektur sprechen wollen, nicht schon versagt? Pflegen wir nicht die baukulturelle Brache insbesondere durch unser Be-/Sprechen, durch das Analysieren von Architekturen in normierenden und disziplinierenden „Begriffen“ und entmündigen bzw. töten wir die Architektur nicht dadurch als eigenständig sprechendes, begreifbares, gesellschaftsrelevantes Medium?

Nehmen wir „Architektursprache“ einmal ernst und damit an, dass Architektur sprechen könnte oder konnte. Architektur sprach uns an, kommunizierte mit uns, vermittelte Werte und formte gesellschaftliche Handlungen (zweifellos nicht immer zum Guten und z. T. mit fatalen Folgen). Es könnte interessant sein, darüber nachzudenken, wodurch die Architektur mundtot gemacht wurde bzw. als kommunizierende Akteurin hingerichtet wurde: War es im Historismus, als die architektonischen Stile als differenzierte Sprachen zu Tode zitiert wurden? War es die Moderne, die die Architektur

ihrer Formen, damit ihrer Formensprache und kommunikativen Fähigkeiten beraubte? War es die Postmoderne, die versucht(e), architektonische Sprachfetzen wie Scherben der Vergangenheit zusammenzufügen und dadurch ggf. neues Unverständnis produziert(e)?

Die Frage ist nicht, was wir über die Gestaltung denken und sagen, sondern was die Formen uns sagen und wie sie aus sich heraus unser Denken und Handeln beeinflussen. Sobald über Architektur gesprochen wird, um sie zu erklären, hat die Architektur

als Medium versagt. Es ist „Erklärarchitektur“ und erklärende Architekt*innen, Architekturkritiker*innen oder Architekturhistoriker*innen schwingen sich zu Anwält*innen stillschweigender Architektur auf. Als Autor*innen/Autoritäten sorgen sie dafür, dass Architekturen zu passiven Gegenständen in exkludierenden, elitären Prozessen werden, dadurch in der Gesellschaft großteils unverstanden bleiben und nur schwerlich Akzeptanz finden können. Es sei denn, man findet in der Ästhetik einen gewissen Anschluss, weil Schönes für alle schön sein kann. Schönheit ist schön, bestenfalls (hoch)wertig und optisch ansprechend, aber keinesfalls automatisch kommunikativ, wertvermittelnd oder gar gesellschaftlich relevant. Stellen wir uns vor, wir müssten neu darüber nachdenken, wie wir die Architekturen zum Sprechen bringen. Wir könnten dafür – raumsoziologisch begründet – annehmen, dass Subjekte und Objekte als gleichberechtigte Akteure/Aktanten auf Augenhöhe miteinander sprechen. Für den Erstkontakt wäre – wie bei Menschen untereinander – nicht wichtig, welche Werte eine Architektur verkörpert und in sich trägt, sondern *wie* sie uns anspricht, wie sie mit uns in Kontakt tritt, wie sie

meine Gedanken bindet, wie sie mich auffordert, wie sie Bewegung initiiert und meine Handlungen formt – und die vieler anderer auch.

Doch wie vermittelt sie dabei nicht bloß Wertiges, sondern Werte? Die Architektur braucht vielleicht selbst nichts zu bedeuten. Sie muss kein Symbol sein oder gar sinnvoll. Sie verliert an Wert, wenn sie erst erklärt werden muss, um verstanden zu werden. Die Architektur soll selbst reden und deuten. Dafür muss sie sich nicht an unseren Verstand richten, sondern sie soll uns im Inneren bewegen. Dafür kann sie deutlich werden, auf etwas Bedeutsames hinarbeiten, hinweisen, verweisen, sich in Räume und Zeiten vernetzen, Bezug nehmen, zitieren. So wie es Sprache und Texte auch tun. Eine Architektur bildet dann den sprachlichen Rahmen und Raum; je nach Sprachform ein Narrativ, eine Rahmenhandlung, ein Statement, ein Erinnerungsstück u. v. m., um unsere Werte – sozialräumlich – zu verhandeln. Erst durch ihre Funktionalität als raum- und zeitgestaltende Sprachinstanz, als Möglichkeit, räumliche und zeitliche Bezüge zu ordnen und lesbar zu strukturieren, gewinnt sie an Aussagekraft und Relevanz. Ihre

Sprachfähigkeit beruht m. E. ganz maßgeblich darauf, dass Architekturen durch Bewegung erfahren, gelesen und verstanden werden. Sie könnten dabei die Vorteile von Bildwerken und Texten nutzen und synergetisch verbinden: Denn die Formen und Gestaltungen wirken wie bei einem Kunstwerk im Augenblick einer Betrachtung simultan und können so zu einer Verdichtung von Werten genutzt – und auf den Punkt gebracht – werden. Und durch die Bewegung können Räume und architektonische Aspekte wie Kapitel eines Buches zeitlich aufeinander aufbauen, um wertsteigernde Narrative – als nachvollziehbare Linien – zu formen, Handlungen anzuregen und anzuleiten, um am Ende auf jene Pointen und zu vermittelnde oder gar transzendierende Wertvorstellungen hinzuarbeiten. Diese Werte lassen sich in der Gegenwart verhandeln, Wertschöpfungen aus der Vergangenheit ableiten oder für die Zukunft manifestieren und durch die architektonische Form und Festigkeit auf Dauer stabilisieren. Erst durch diese Dauerhaftigkeit als wertvermittelnde Instanz wird durch Bewegung erfahrbare Architektur selbstredend (und) zu einem gesellschaftlichen Wert.

Ein Beispiel: Nehmen wir den sogenannten fließenden Raum. Würden wir den stilistischen/typologischen Wert fließender Räume nur über die Form erklären, dann würden wir auf jene „Verflüssigung“ hinweisen, die durch räumliche Entgrenzungen, durch das Auflösen verfestigter Strukturen entstehen können, weil dann der Raum – vermeintlich – durch die Architektur fließen kann. Doch Raum fließt nicht, Raum ist starr. Um fließen zu können, bedarf es der Zeit. Doch die Zeit ist nicht per se im Raum enthalten. Sie wird erst durch den Menschen als Akteur/als zu Aktivierenden eingetragen, wenn dieser sich durch die Architektur hindurchbewegt. Während die Architektur unbeweglich ist, so wird durch die Bewegung als Effekt der Kommunikation von Objekt und Subjekt die Zeit immanent, der Raum kann zum Fließen gebracht und dadurch medial aktiv werden. Von einem fließenden Raum kann somit nur gesprochen werden, wenn die Architektur es wirklich selbstständig vermag, durch Anreize, durch Anleitungen Betrachtende in aktive Bewegungen zu versetzen – physisch und bestenfalls auch (meta-)psychisch. Dagegen sind amorphe, struktur- und sinnlos endgrenzte Räume bspw. ohne

Die Frage ist nicht, was wir über die Gestaltung denken und sagen, sondern was die Formen uns sagen und wie sie aus sich heraus unser Denken und Handeln beeinflussen.

Bewegungsimpulse oder Schwelensituationen, selbst wenn ihnen das Prädikat ‚flüssig‘ verliehen würde, schlechte Räume und Teile unserer Architekturbrache.

Ein anderes Beispiel: Wirkt eine Architektur nur groß und monumental, weil sie übergroß und monströs ist? Keinesfalls, denn das Maß der Architektur wird insbesondere im Gegenüber zum Betrachter sinnfällig. Lege ich die Sockellinie eines Bauwerks beispielsweise auf Hüfthöhe, dann kann ich quasi darüber hinwegsehen und werde die Architektur eher „auf Augenhöhe“ wahrnehmen und wenig monumental empfinden. Anders ist dies, wenn die Sockellinie über meiner Augenhöhe liegt. Selbst bei kleinen Häusern werde ich aufschauen müssen, mich klein fühlen, die

Architektur im Gegenüber als groß (großartig, großspurig) empfinden. Eine solch entscheidende Wirkung kann allein durch eine einzige Linie bestimmt werden. Und gehört nun eine solche Profillinie auf essentielle Weise zum Sprachvermögen der Architektur oder ist sie bloß Teil banaler Dekoration?

Hat womöglich die Moderne das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, als sie sich versagte, Architekturen zu gliedern oder gar zu dekorieren? Ist Dekorieren wirklich ein Verbrechen (seit Adolf Loos: *Ornament und Verbrechen* [1908])? Oder anders: Ist klare, bereinigte Architektur immer „feiner“ und „subtiler“ (laut Loos), wenn sie auf Gliederungen und Dekore verzichtet oder ist sie nicht selten dadurch auch „nichtssagend“,

Die Architektur braucht vielleicht selbst nichts zu bedeuten. Sie muss kein Symbol sein oder gar sinnvoll. Sie verliert an Wert, wenn sie erst erklärt werden muss, um verstanden zu werden.

„belang- und wertlos“ und eher ein Anzeichen für Einfallslosigkeit, Einfältigkeit oder gar Geiz? Und selbst wenn mit der Architektur ein hoher Anspruch verfolgt wurde, indem „Zeitlosigkeit“ das Gestaltungsziel war: Bewirkt dieses Fehlen von „Zeit“ nicht unweigerlich einen enormen Verlust? Zeit in der Architektur kann unterschiedliche Formen an- und Funktionen übernehmen: Architektur kann sich an historischen oder gegenwärtigen Zeitstilen/ Moden orientieren, diesbezüglich geschichtliche, räumliche und zeitliche Bezüge strukturieren und damit beispielsweise vergangene Werte in die Gegenwart transferieren und neu verankern oder gegenwärtige Werte in Beziehung zum Vergangenen setzen und jeweils damit wert- und sinnvolle Effekte, auch nachhaltige für die Zukunft bewirken.

Architektur kann aber auch Zeit strukturieren, indem Bewegungen und Handlungen initiiert werden. Dabei ist nicht jene Zeit gemeint, die ich damit verbringen kann, die Architektur abzulaufen, um nach fotogenen Stellen zu suchen und zum x-ten Mal abzulichten. Für die architekturimmanente Bewegung bedarf es Anreizen, Impulsen zum Loslaufen, Grenzen zum Anstoßen, Schwellen zum Überwinden, Wegen und ggf. Kreuzungen für Entscheidungen, Raumfolgen für Erfahrungen, all dies um Bewegung anzuregen und in Gang zu halten, zu lenken und zu leiten. Dies kann auch die geistige Bewegung für die Zeit der Wahrnehmung betreffen. Architektonische Gliederungen, Staffelungen, Schichtungen, ggf. auch Ornamentierungen können die Bewegung und Betrachtung zeitlich strukturieren; die Bewe-

gungen dehnen, die Betrachtungen intensivieren und dadurch die Architektur wie eine zeitlich erlebbare „Geschichte“ formen, Entzogenes und Erhabenes als (un-)erreichbare Ziele fokussieren. Sobald ich diese in der Architektur enthaltenen Spannungsmomente und Dimensionen der „Zeit“ nicht als verloren empfinde, wird sie mir als Betrachter*in unweigerlich etwas „Wert“ sein und ich werde sie als wertvoll (er-)achten können.

An dieser Stelle könnten sich Architekturtheoretiker*innen auch folgende Fragen stellen: Wie viel Zeit möchten wir künftig damit verbringen, beim Sprechen über Architektur Gebautes zu desavouieren? Ist das Fokussieren auf das Schlechte (Betongold, Investorenarchitektur, Dämmwahn usw.) unsere gegenwärtige Kulturtechnik? Ist eine Architektur nur dann gut, wenn uns nichts Schlechtes dazu einfällt? Fehlt uns das Zutrauen in unsere Sprache und unser Sprachvermögen? Trauen wir uns nicht, gute wie schlechte Architektur zu beschreiben, weil wir Gesichts- oder Statusverlust befürchten? Warum müssen wir nach zwangsweise neuen „Themen“ suchen, um über Architektur zu sprechen? Wäre es nicht ein Anfang, (vielleicht schon

in der Schule) darüber zu reden und zu lernen, was stichhaltige Kriterien für gute und schlechte Architektur sein könnten, die jede*n in die Lage versetzen würden (damit in der angemessenen gesellschaftlichen Breite), sachlich über die uns alle betreffende, bebaute Umwelt zu sprechen, um sich überhaupt an einem Diskurs beteiligen zu können? Oder überlassen wir das doch lieber jenen Eliten, die dann je nach Marktlage „Werte“ und „Ziele“ formulieren, um Lobbyarbeit zu leisten? Wären das Schöpfen von „Wertehebenden“ und auf „Ziele führenden“ Architektursprachen, nicht eine gesellschaftlich dringlichere Kernaufgaben, auf die sich Architekt*innen konzentrieren könnten? Braucht es zwingend neue Formen und Begriffe oder ggf. bloß eine Neubesinnung auf bewährte Formen der Baukunst, um das Kommunizieren der Architektur mit den Mitteln der Formensprache – in die Gesellschaft hinein – zu ermöglichen? Oder befürchten wir die verbrämte Version eines neuen Historismus, die uns die Moderne verboten hat?

Oder hängt es am Geld? Wenn wir Geld als zentralen Wert unserer Leistungsgesellschaft verstehen und Zeit Geld ist, könnte es nicht dann eine Aufgabe der Architek-

tur sein, Geld wieder in wertvolle Zeit umzumünzen? Zeit, die wir gewinnen, wenn wir uns gern in Räumen bewegen, um von Architekturen geleitet, gelockt und zum intensiven Betrachten und gewinnbringenden Erleben eingeladen werden? Ich jedenfalls würde mir für die Architektur statt – bestenfalls sinnlicher – „Zeitlosigkeit“ lieber mehr sinnstiftende „Zeithaltigkeit“ wünschen.

Stefan Bürger ist Kunsthistoriker und leitet seit 2014 die Professur für Kunstgeschichte in Mittelalter und Früher Neuzeit an der Universität Würzburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Kunst des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit sowie Mittelalterliche Bautechnik, Bauorganisation und Bettelordensbaukunst. Ebenfalls widmet er sich der Architekturikonologie, Raumsoziologie und Medialität, Festungsbaukunst und Denkmalpflege.